

/ Our best Boys? Militarisation und Männlichkeit in Israel

von Uta Klein

Einstieg

Der israelische Militärhistoriker Martin van Creveld, der nicht gerade für seine feministische Haltung bekannt ist, vertritt in seinem Buch «Die Zukunft des Krieges» eine These, die uns alle beruhigen könnte, wenn wir sie denn glaubten. Die Tatsache, dass immer mehr Armeen für Frauen geöffnet werden, dass Frauen inzwischen in den meisten Staaten als Soldatin in die Streitkräfte hineingelassen werden, führe – so sagt er – zum Niedergang der Streitkräfte.

Dabei ist sein Gedankengang gar nicht so dumm: Er begreift richtig den Krieg als die wichtigste männliche Domäne, als «eine große Gelegenheit, bei der ein Ausweis für Männlichkeit als absolut wesentlich für den Erfolg betrachtet wurde und demnach nicht nur erlaubt, sondern verlangt und erwünscht war» (1998:268). Wenn nun Frauen am Krieg teilnehmen dürften, so argumentiert er weiter (und er veröffentlichte das Buch 1991, zu einem Zeitpunkt also, zu dem die Kampfpositionen für Frauen fast alle verschlossen waren) dann sei das «gesellschaftliche Ansehen drastisch gemindert», ja, sogar sein «Daseinsgrund» zerstört (ebd.). «Hätte man», so schreibt er «Männer gezwungen, Seite an Seite mit Frauen zu kämpfen, dann hätte der bewaffnete Konflikt seinen Sinn verloren und wäre vielleicht sogar verschwunden» (ebd.).

So führt er im übrigen das sinkende gesellschaftliche Ansehen der israelischen Armee (er spielt hier auf Rekrutierungsprobleme in der männlichen Bevölkerung an) unter anderem auf die «verstärkte Präsenz von Frauen auf allen Rängen» zurück.

Damit – meine Damen und Herren – dürfte das Ende der Kriege gewiss sein. Wir sind gut beraten, Martin van Creveld nicht zum Bündnispartner zu machen - er möchte nämlich das Image der Armeen retten und tritt aus den eben genannten Gründen genau gegen die komplette Öffnung der Streitkräfte für Frauen ein. Wir sind aber auch deshalb gut beraten, ihm nicht zu glauben, so meine ich und werde dies im folgenden begründen, da wir inzwischen feststellen, dass die Einbeziehung von Frauen in die Streitkräfte so verläuft, dass sie die Verknüpfung von Männlichkeit und Militär, Mann und Krieger derzeit zumindest nicht gefährdet.

Ich soll in das Thema Männlichkeit und Militarisation einführen und werde auf folgende Aspekte eingehen:

- Das Militär als Männerbund
- Militärische Kultur und militärische Sozialisation
- Kriege als Männlichkeitsbeweis
- Feministische Perspektiven

Das Militär als Männerbund

Die direkte Verknüpfung von Militär und Männlichkeit ergibt sich zunächst einmal historisch. In der Geschichte sind Frauen als Soldatinnen oder Kriegerinnen eher eine Ausnahme oder besser gesagt: Das Militär hat sich als Institution bis vor wenigen Jahrzehnten nahezu ausschließlich durch Männer organisiert.(1) Zwar haben in der Geschichte immer wieder Frauen als Kriegerinnen gekämpft, das waren im Großen und Ganzen aber Ausnahmen und häufig waren sie als Männer verkleidet.

Gerade die historische Verknüpfung von Staatsbürgerrechten und Militärdienst hatte Auswirkungen auf Frauen. So war die Gewährung der Bürgerrechte im Nationalstaat europäischer Prägung bekanntlich daran gebunden, Waffen tragen zu dürfen und den Staat verteidigen zu müssen.

Mit der Einführung der Wehrpflicht für Männer im 19. Jahrhundert hat das Militär dann die Geschlechterordnung bestimmt. Denn damit – mit der männlichen Wehrpflicht - zog das Militär «eine neue, symbolische und alltagsweltliche Trennlinie zwischen allen Frauen und allen Männern und markiert auf diese Weise die Bedeutung des Geschlechts als zentrales gesellschaftliches

Organisationsprinzip», so die Historikerin Ute Frevert (1997: 13). Das Militär avancierte zur Schule der Nation, freilich ausschließlich für Männer. Die Nichtwaffentragenden und Nichtwaffenfähigen galten per se als «Weiber» (Max Weber 1972: 616) und die männliche Exklusivität war und ist heute noch die sinngebende und motivationsfördernde Kraft, den Militärdienst zu leisten. Die Bereitschaft der Männer, für die Nation zu sterben, ihr eigenes Leben als Opfer für die Nation zu geben, wurde belohnt mit einem geschlechterpolitischen Mehrwert.

Frauen wurden damit qua ihrer Geschlechtszugehörigkeit von der Staatsbürgerschaft ausgeschlossen. Die Verknüpfung der Wehrhaftigkeit mit Männlichkeit hat eine symbolische und ideologische Funktion. Männer gelten als die Beschützer – Frauen als die Beschützten. Die Vorstellung vom Mann bzw. vom Soldaten als dem generellen Beschützer ist – wie wir wissen – in mehrfacher Hinsicht ein Mythos. Angesichts der Gewalt gegen Frauen in der Gesellschaft dürfte klar sein, dass – wenn überhaupt – Männer ihre Frauen allenfalls vor anderen Männern, aber nicht vor sich selber schützen. Und unsere Kriege zeigen, dass der Soldat allenfalls die Frauen aus seiner Herkunftsgruppe schützt, d.h. Männer schützen nicht Frauen, sondern diejenigen, die sie als ihre betrachten.

Der Krieg als Sache des Mannes, sein vermeintlich aggressiveres Wesen, seine vermeintlich größere physische Belastbarkeit und Stärke auf der einen Seite und der Frieden als Sache der Frau, ihre vermeintlich höhere Friedensbereitschaft und Fähigkeit – beides sind Konstrukte einer Geschlechterordnung, die funktional für den Unfrieden sind. Männlichkeit und Aggressivität werden Weiblichkeit und Passivität gegenübergestellt. Es ist wichtig, diese Geschlechterordnung nicht als essentiell, als gegeben und quasi naturhaft verankert hinzunehmen. Es hilft nicht weiter und ist sogar kontraproduktiv, Gewaltausübung als genuin männlich zu begreifen, womöglich biologische Gründe dafür anzuführen. Die These, dass männlich destruktive Verhaltensweisen durch ihren Testosteronspiegel verursacht werden, erfreut sich heute wieder einer besonderen Beliebtheit – biologistische Erklärungsmuster sind einfach und scheinen wieder hoch in Kurs zu sein.

Auch wenn der überproportionale Anteil von Männern bei offener Gewalt (denken wir beispielsweise daran, dass in den Gefängnissen über 90% der Insassen männlich sind) unübersehbar ist, so stimmt der Umkehrschluss nicht, dass alle Männer gewalttätig sind. Auch wenn fast alle Soldaten männlich sind, so eignen sich doch nicht alle Männer zu Wehr- und Kampfbereitschaft. Dies zu konstatieren ist wichtiger als viele annehmen. Denn bei Überlegungen für Friedensstrategien und Konfliktprevention ist dies mit zu beachten.

Umgekehrt haben auch Frauen beispielsweise in den beiden Weltkriegen dem Krieg zugearbeitet. Nicht nur durch ihre kriegswirtschaftliche Erwerbsarbeit sondern auch durch Propaganda. Wir erinnern uns an die Spaltung der ersten Frauenbewegung vor dem Ersten Weltkrieg. Die Suffragettenführerin Emmeline Pankhurst zog ab August 1914 durch die Lande um Männer aufzufordern, sich einzuschreiben und Frauen aufzufordern, in den Fabriken zu arbeiten und die Männer für die Front freizustellen. Bei einem Treffen in Plymouth im November 1914 sagte sie: «If you go to this war and give your life, you could not end your life in a better way, for to give one's life for one's country for a great cause is a splendid thing»(2).

Doch noch mal zurück zu Armeen und Streitkräften als Männerbund. Während der beiden Weltkriege wurden Frauen zwar in kriegsrelevanten Rollen eingesetzt (als Krankenschwestern oder Arbeiterinnen in der Rüstungsindustrie) aber erhielten keinen Kombattantenstatus. Dies hatte Folgen, weil sie dadurch später von bestimmten Versorgungsleistungen ausgeschlossen waren. Sie galten nicht als Kriegsveteranen.(3)

Nachdem die US-Streitkräfte 1973 die Freiwilligenarmee einführte (im übrigen wegen Legitimationsproblemen nach dem Vietnamkrieg) und bestimmte Bereiche auch für Frauen öffnete, haben in den letzten Jahrzehnten mehr und mehr Armeen Frauen zugelassen.(4) Ich gehe hier nicht näher auf Details ein (ihren Anteil in verschiedenen Armeen, Anteil an höheren Positionen, sexuelle Gewalt und Belästigung usw.), es sei nur gesagt, dass von einer Integration der Frauen in Streitkräfte

nicht die Rede sein kann. Das heißt, die Einbeziehung von Frauen, so wie wir sie bisher vorfinden, mag einige in ihren Geschlechterstereotypen provozieren oder verwirren, aber sie setzt keineswegs die Geschlechterdichotomie und die Männlichkeit des Militärs außer Kraft.

Es stimmt auch für heute noch, dass die etwa 20 Millionen Mitglieder der Armeen weltweit hauptsächlich Männer sind. Auch in anderen Bereichen, in denen das Management von Gewalt eine Rolle spielt, sind Männer überproportional vertreten, denken wir an die Polizei oder die Leiter der Haftanstalten.

Militärische Kultur und militärische Sozialisation

Das Militär ist nicht eine Institution wie jede andere in der Gesellschaft. Das Militär ist eine Institution mit der Lizenz zum Töten. Die Tötungsbereitschaft der Soldaten – und zwar ohne eine Notwehrsituation – zu erreichen, ist Ziel der militärischen Sozialisation. Besonders brutal in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts, aber im Kern auch heute arbeitet militärische Sozialisation mit Erniedrigung und Entmündigung. Schikanen sind ein Element dieser Prozedur, die Gehorsamsproduktion arbeitet mit Ordnungsprinzipien und Disziplinierung. Der Freiheitsspielraum ist in einer «totalen Institution» (Goffman 1972) denkbar gering. Gewisse Merkmale der Sozialisation in den Streitkräften verschiedener Gesellschaften erinnern an den Ablauf eines Übergangsritus: die häufig zu Beginn vorgenommene totale Absperrung von außen und Trennung von der Herkunftsfamilie und vom Freundeskreis, die Einübung – der Drill - bestimmter Verhaltensweisen und Grundfertigkeiten und schließlich, häufig begleitet von öffentlichen Ritualen, die Belohnungen in Form von Emblemen und Auszeichnungen.(5)

Der geringe Anteil von Soldatinnen in den Streitkräften heute ändert nichts daran, dass das Militär als Institution eine männliche Sozialisation betreibt oder besser ausgedrückt: eine Sozialisation zur Männlichkeit. [Mario Erdheim (1982) bezeichnet das Militär als «Illusions-Maschine spezifischer Art, die im wesentlichen das Konstrukt der Männlichkeit produziert» (1982: 63).]

Die militärische Sozialisation verstärkt jene Elemente eines Männlichkeitsverständnisses, die auf einer (in unserer Kultur und Gesellschaft praktizierten) Abwertung des Weiblichen beruhen. Frauen werden vor allem als Objekte gesehen: Teile der Ausrüstung und ganze Waffensysteme werden mit weiblichen Namen versehen, Frauen erscheinen vorwiegend in Zusammenhang mit sexuellen Phantasien. Männlichkeit wird mit Gewalt und mit sexueller Dominanz verbunden. Offenbar besteht in der (meist) ausschließlich männlichen Gemeinschaft das starke Verlangen, keine «Unklarheit» über die männliche (heterosexuelle) Geschlechtsidentität aufkommen zu lassen (vgl. Arkin und Dobrofsky 1978: 162). Militärische Zurichtung männlicher Soldaten arbeitet systematisch mit der «Verweiblichungsangst». Deshalb finden sich auch in der soldatischen Sprachstruktur frauenverachtende und frauenfeindliche Ausdrücke. «Klassische» Beschimpfungen, die als Erniedrigung gemeint sind, sind im amerikanischen Sprachkreis «Pussy» oder «Faggot» (Slangausdruck für Homosexuelle).(6)

Auch Chaim Shatan (1983) hat in Zusammenhang mit seinen Untersuchungen von Vietnamveteranen gezeigt, dass die militärische Sozialisation eine militarisierte Männlichkeit erzeugt und die Kampfbereitschaft unter anderem mit einer Erotisierung von Gewalt versieht.

Die Grundausbildung zielt darauf ab, ein Maximum an Gruppenidentität (Loyalität, Esprit de corps) zu bewirken, dabei gleichzeitig die Ängste vor vermeintlicher Homosexualität zu minimieren. Im amerikanischen umschreibt der Ausdruck «buddy system» das Verhältnis der Rekruten untereinander. Die Kameradschaft ist wesentliches Element der soldatischen Männlichkeitsproduktion. Nicht umsonst leitet sich der Begriff «Kamerad» in seiner Wortbedeutung ab von dem «Stubengenossen»(7). Der Gruppenzusammenhalt bestimmt über die Kampfkraft der Truppe. Die Gruppe übt eine Kontrollfunktion im Kampf aus, die Soldaten versuchen, ihren Mann zu stehen.

Im Militär wird ein Männlichkeitsbild konstruiert, dessen Schlüsselsymbol der Kämpfer ist (vgl. Morgan 1994). Der männliche Körper steht in dem größten Teil der Übungen und der Disziplinierungen im Mittelpunkt.

Dabei kann nicht zwischen militärischer und ziviler Männlichkeit ein und derselben Person getrennt werden. In Michael Moore's Dokumentation «Bowling for Columbine,» wird deutlich, dass es einen Zusammenhang zwischen Militäroperationen nach außen und Gewalt in der eigenen Gesellschaft der USA gibt.

Der Zusammenhang von Männlichkeit und Militär darf nicht so verstanden werden, als gebe das Militär in allen Gesellschaften nur ein einziges idealisiertes Männlichkeitsbild vor, und alle diejenigen, die das Bild des «Rambo» ablehnen, befänden sich außerhalb der Entwürfe der Männlichkeit. Enloe (1988) weist darauf hin, dass die Beschäftigung mit Rambo als Prototyp des Kriegers «eine Beschränkung auf nur eine Form der militarisierten Männlichkeit, die des niederen kämpfenden Soldaten» ausmache, dass aber «die heutigen militärischen Systeme mindestens drei oder vier andere Konstruktionen von Männlichkeit benötigen, um sich selbst zu erhalten».

Wichtig ist, dass es hier um eine Organisationskultur geht, die eine bestimmte Form der Männlichkeit als hegemonial, als vorherrschend, vorgibt – hegemoniale Männlichkeit ist ein Konzept, ein Ausdruck, den der kritische Männerforscher Robert Connell geprägt hat. Es geht zwar auch um Individuen, die in dieser Organisation sozialisiert werden, aber entscheidend ist, dass die Sozialisationsprozesse in dieser Institution, im Militär, auf eine hegemoniale Männlichkeit abzielen, sie aktiv produzieren.

Krieg als Männlichkeitsbeweis

Geschlechterbilder sind bei der Entstehung, der Austragung und der Beilegung von gewaltsamen Konflikten entscheidend.

Kriegsgerät ist sexuell besetzt. Horst-Eberhard Richter (1982) war in der deutschsprachigen Literatur einer der ersten, der auf einen Zusammenhang zwischen männlicher Geschlechtsidentität und Kriegsphantasien hingewiesen hat. Die sexuelle Besetzung von Kriegsgerät offenbare «phallische Größenphantasien» und die Macht des Raketenungetüms scheine «eine rauschhafte Beglückung zu sein, so als seien alle je erlebten phallischen Kränkungen aus der Kindheitsphase und alle Potenzzweifel momentan dadurch getilgt, dass man ein solches großartiges Schauspiel in Gang setzen kann» (1982: 96).

Die Verwobenheit des Militärischen mit Geschlechterbildern in der Welt der Verteidigungsexperten zeigt Carol Cohn (1993) in ihren Studien. Sie analysiert die sexuellen Bilder, welche die Sprache und das Denken der Strategen durchziehen. Die höchst abstrahierten Diskurse über Tötungsvorgänge sind – so Cohn – durchsetzt von männlichen und weiblichen Attributen, die den Kern ihrer Arbeit, nämlich den Mord von Menschen, unsichtbar machen sollen. Dabei wird die Produktion und Anwendung von Bomben, die technologische Kraft der Männer, die Welt zu zerstören gleichgesetzt mit der Kraft zu gebären. Die Nachricht über die ersten erfolgreichen Tests der Atombombe sollen Churchill während der Potsdamer Konferenz überreicht worden sein in einem verschlüsselten telegramm, in dem es hiess: «Babies satisfactorily born». Die Atombombe, die auf Hiroshima niederging, hieß «Fat Boy» (kräftiger Junge). Die Explosionen werden mit dem Geburtsprozeß gleichgesetzt, was geboren wurde, ist die Fähigkeit, die Erde zu zerstören.

Kriege dienen der Re-maskulinisierung, er macht Nationen männlich. Susan Jeffords hat beschrieben, wie in den achtziger Jahren der USA gleichzeitig die Vietnamgeschichte geschrieben wurde und antiweibliche Kampagnen durchgeführt wurden. In Filmen und Büchern wurde suggeriert, dass der Vietnam Krieg deswegen verloren wurde, weil langhaarige Protestler das Militär daran hinderten, genügend aggressiv vorzugehen. Es entstand in dieser Periode eine kulturelle Hypermännlichkeit. Als Filmfigur löste Arnold Schwarzenegger, die Kampfmaschine mit den dicken Gewehren, James Bond ab, den Anzugsmann mit den kleinen Pistolen. Der zweite Golfkrieg bot Bush senior die Chance, alle Zweifel über Amerikas Männlichkeit hinwegzufegen.

Re-maskulinisierung durch Gewaltanwendung kann eine Reaktion auf starke Viktimisierung sein. Dieser Gedanke rückt die Haltung der USA nach der – unbestritten extremen Viktimisierung des 11. September – in einen neuen Zusammenhang. Das World Trade Center und das Pentagon

repräsentierten auch eine männliche Macht, die Angriffe waren in gewisser Weise Angriffe auf die Männlichkeit der Nation. Die Rhetorik von den «unzivilisierten» arabischen und asiatischen Nationen, dämonisiert und feminisiert diese zugleich. Auch der Vorwurf an einige Staaten in Europa, nämlich die, die gegen den Irak-Krieg waren, von Rumsfeld, sie repräsentierten das alte Europa, hatte eine deutliche sexuelle Konnotation.

Nationen, die zu Krieg mobilisieren, appellieren an die Männlichkeit ihrer männlicher Bürger. Diese sind durch bestimmte Bedingungen anfällig für nationalistische Konstruktionen. Wir wissen aus Studien von Blagojevic (1999) zum Vorkriegs-Serbien, dass verschiedene ökonomische und gesellschaftliche Prozesse seit den 80er Jahren dazu geführt hatten, dass die alten Rollenangebote für Männer – nämlich Familienvorstand zu sein u.a. – nicht mehr zur Verfügung standen und andere nie ausgebildet worden waren. So konnten politische Eliten erfolgreich ein Männlichkeitsbild als Kämpfer, als Verteidiger des Vaterlandes konstruieren. Die Geschlechterdynamik war nicht Kriegsursache, aber sie war zusammen mit kulturellen und sozioökonomischen Konstellationen, wesentlicher Bestandteil der Mobilisierung der gewalttätigen Austragung.

In Kriegen wird mit Geschlechterbildern gearbeitet, wenn beispielsweise Frauen als Trägerinnen bestimmter kultureller Symbole und Werte benutzt werden. Sei es, um die eigenen Soldaten zur Entschlossenheit zu motivieren, indem an den Beschützermythos gegenüber den eigenen Frauen appelliert wird, oder indem Frauen der anderen, gegnerischen Gruppe in besonderer Weise angegriffen werden. Die Massenvergewaltigungen im Krieg im ehemaligen Jugoslawien und auch in Ruanda müssen als Kriegsmittel verstanden werden, mit dem Männer untereinander in gewisser Weise kommunizieren. Damit soll nicht das Leiden der betroffenen Frauen verharmlost werden. Vielmehr wird damit auf den symbolischen Gehalt dieser Art von Folter angespielt: damit soll der männliche Gegner gedemütigt werden; ihm wird gezeigt, dass er nicht in der Lage ist, seine Frauen zu schützen (vgl. Birckenbach 1993; Seifert 1993).

Dies betrifft meist beide Konfliktpartner. So mobilisieren auch Befreiungsbewegungen über Männlichkeitsappelle.

Der Status von Frauen in Gesellschaften korreliert mit dem Ausmaß an Stabilität. Bereits 1985 hat Betty Reardon in ihrem Klassiker «Sexism and the War System» die Verbindung zwischen Patriarchat und Kriegssystem aufgezeigt und gefolgert, dass, je militaristischer eine Gesellschaft sei, um so sexistischer auch ihre Institutionen und Wertvorstellungen ausfielen (vgl. 1985: 14).

Das heißt, solche Gesellschaften tendieren zu höherem Ausmaß an Gewalt und Unterdrückung, in denen Frauen kaum in den Parlamenten sitzen und in denen das Ausmaß der häuslichen Gewalt gegen Frauen, das Ausmaß des Frauenhandels, das Ausmaß an Vergewaltigungen hoch ist. Auch die Abwesenheit von Frauen in zivilgesellschaftlichen Gruppen und Organisationen ist ein Indikator. Die Dynamik ist, dass in Gesellschaften mit undemokratischen Geschlechterverhältnissen Geschlechterdifferenzen betont und betrieben werden und damit die Tendenz zur gewaltsamen Konfliktaustragung durch männliches Gewalthandeln steigt.

Daraus können Indizien als Hinweise im Sinne eines Frühwarnsystems abgeleitet werden. Wir wissen inzwischen aus verschiedenen Studien, dass vor Ausbruch gewaltsamer Konflikte die Gesellschaften eingestimmt werden. Es kommt zu massiver Propaganda für Hypermännlichkeit. In den Medien werden nicht selten Frauen als schuldig an einem vermeintlichen Verfall der Nation konstruiert. In den üblichen Frühwarnsystemen – z.B. des Global Information and Early Warning System (GIEWS) der FAO (Food and Agricultural Organization) oder auch das NATO-Frühwarnsystem – bleiben Frauen- und Genderfragen unberücksichtigt. In der von den Vereinten Nationen im Jahr 2000 verabschiedete Resolution 1325 werden Generalsekretär und alle Mitgliedsstaaten dazu aufgefordert, bei friedenssichernden Maßnahmen mehr Frauen zu beteiligen. Selbst das Statement der Außenminister des G 8-Treffens 2001 betont die Bedeutung der systematischen Einbeziehung von Frauen in allen Phasen Konfliktprävention, Konfliktlösung und Friedenssicherung. Es mangelt nicht an Kenntnissen über die Bedeutung der Geschlechterfragen, aber an der Umsetzung und an konkreten

Maßnahmen. Das wird deutlich im Bericht von Elisabeth Rehn (frühere Verteidigungsministerin in Finnland) und Ellen Johnson Sirleaf (früher Finanzministerin in Liberia) im Auftrag von Unifem, dem Frauenfonds der Vereinten Nationen. Sie bereisten für ihre Bestandsaufnahme 14 Länder und befassen sich mit UN-Initiativen. Die einzigen Peace-Keeping-Missionen, in denen Genderberatungen durchgeführt wurden, sind Kosovo, Osttimor, Sierra Leone und Demokratische Republik Kongo.

Aus den Demobilisierungsprogrammen fallen Frauen raus, obwohl sie nicht selten Teil der bewaffneten Milizen waren – oft zum Beitritt gezwungen. Frauen in Osttimor hatten Versorgungsaufgaben während der Kämpfe. Während den männlichen Mitgliedern im Zuge der Demobilisierung angeboten wurde, in den neuen Streitkräften Osttimors tätig zu werden oder alternativ 100 \$ und Computertraining erhielten, wurde den Frauen nichts vergleichbares angeboten. Gerade Frauen, die Teil bewaffneter Kräfte waren, haben es besonders schwer, in das – traditionell orientierte - Zivilleben zurückzukehren. Es gibt ihnen gegenüber Misstrauen und Vorbehalte und sie haben wenig Möglichkeiten, über ihre Erfahrungen zu sprechen, die brutalste sexuelle Versklavung einschließt.

Krieg als Männlichkeitsbeweis bezieht sich nicht nur auf die Mobilisierung für Kriege, sondern auch auf die Auswirkungen – und dies langfristig. Kriege wirken sich unterschiedlich auf Frauen und Männer aus. Geschlechtsbezogene Gewalt trifft meist Frauen (nicht nur, dass zeigen Vergewaltigungen von Männern durch Männer – damit befasst sich Dubr. Zarkow in ihrem Workshop)). In langandauernden Konflikten kommt es zu Re-traditionalisierungen der Geschlechterrollen. Eine Hinwendung zu Traditionen erfüllt die Funktion der Versicherung bzw. Vergewisserung der – bedrohten – Gemeinschaft. Während an der Ersten Intifada der palästinensischen Gesellschaft Frauen stark – und nicht nur in traditionellen Rollen – beteiligt waren, so zeigt sich in der zweiten Intifada deutlich ihre Verdrängung durch männliche Gewaltspezialisten. Die wachsende Bereitschaft zu Suizidattentaten und die große Zustimmung zur Gewaltausübung hat auch damit zu tun, dass dies die zur Zeit einzigen vermeintlichen Männlichkeitsbeweise sind. Daran ändert auch nichts die Tatsache, dass es erstmals einzelne weibliche Attentäterinnen gab. Der Psychiater Sarraj, der in Gaza traumatisierte Familien und Kinder behandelt, ist einer der wenigen, wenn nicht der einzige, der offen über den psychologischen Hintergrund der zunehmenden Gewaltorientierung gerade von jungen Männern spricht: «Niemand weiß, was mit unseren Kindern geschehen ist. ... wir bemerken lediglich, dass sie den Respekt vor ihren Vätern verlieren und sich mit dem neuen Symbol der Macht identifizieren – einem israelischen Soldaten mit seinem Gewehr.»

Auch auf der israelischen Seite erfreut sich die hegemoniale Männlichkeit einer Renaissance. Auch hier wird appelliert und angeknüpft an die historische Notwendigkeit der Wehrhaftigkeit der Männer. Am Beispiel Israels lässt sich zeigen, dass selbst die Beteiligung von Frauen in den Streitkräften die Verknüpfung von Männlichkeit und Wehrbereitschaft eben nicht aufhebt.

In beiden Gesellschaften – der israelischen und der palästinensischen – hat denn auch die Gewalt gegen Frauen massiv zugenommen. Dabei sind palästinensische Frauen sowohl häuslicher Gewalt von Seiten ihrer Männer wie der politischen Gewalt von Seiten der israelischen Besatzer aufgesetzt sind.

Der Mechanismus, dass innergesellschaftliche Gewalt gegen Frauen die Folge ist, ist häufig beobachtet worden. So gab es nach dem Militärputsch 1987 auf den Fidji-Inseln Berichte über zunehmende Nachfrage in Frauenhäusern. Verstärkter Militarismus verursacht ökonomische und soziale Krisen, Arbeitslosigkeit bei Männern und als Folge innerhäusliche Gewalt.

Als geschlechtsspezifische Gewalt in Folge von kriegesischen Konflikten muss auch die Sex-Industrie und Prostitution angesprochen werden, die mit den überwiegend männlichen Friedenstruppen in einigen Regionen eingezogen ist. Dies war beispielsweise in Kambodscha der Fall.(8) Im UNAIDS Report «Aids and the Military» (1998) wird darauf hingewiesen, dass von einem Kontingent der Truppen, die in Kambodscha eingesetzt waren, 45% mit einer «Sex-Arbeiterin» oder einer anderen Frau aus der Region Sex hatten. In Liberia und in Sierra Leone hinterließen die ECOMOG-Truppen (9) Tausende von Kindern mit ihren Müttern.

Auch bei den Einsätzen in Kosovo (UNMIK) und UNMEE (10) kam es zu sexueller Ausbeutung lokaler Frauen und Mädchen.

Elisabeth Rehn und Johnson Sirleaf weisen auf eine weitere tödliche Gefahr hin, die Prostituirung der Bevölkerung durch Friedenstruppen mit sich bringen kann: HIV-Infizierung. Die Truppen setzen sich aus verschiedenen länderspezifischen Kontingenten zusammen. Nicht alle Länder sind bereit, ihre Kontingente auf HIV untersuchen zu lassen. Dabei weist ein Drittel der Länder, die Truppen für peacekeeping Missionen zur Verfügung stellen, in der Bevölkerung mittlere und hohe HIV Raten auf (Rehn und Johnson Sirleaf 2002). Die UN-Resolution 1325 greift dieses Thema auf und fordert «Trainingsrichtlinien und -material zum Schutz, zu den rechten und zu den spezifischen Bedürfnissen von Frauen (...) und HIV/AIDS Awareness Training als Teil der nationalen Vorbereitungsprogramme für militärisches und ziviles Polizeipersonal».

Feministische Perspektiven

Die Sinnhaftigkeit einer feministischen Theorie in der Friedensforschung ergibt sich aus diesem Zusammenhang. Das grundlegende Erkenntnisinteresse der Friedensforschung, nämlich Strukturen der Dominanz und Gewalt zum Zwecke des Machterhalts zu erkennen und zu verändern, lässt sich durch die feministische Theorie ergänzen und kommt einem Universalitätsanspruch damit näher. Denn Bellismus und Sexismus haben gemeinsame Charakteristika.

Wir werden uns auf dieser Konferenz sehr detailliert mit Fragen feministischer Friedensarbeit und Friedenspolitik befassen – ich möchte an dieser Stelle nur grob Konsequenzen nennen, die sich für eine feministische Politik ergeben aus dem, was mein Thema hier war.

Andere Formen eines Männlichkeitsverständnisses befördern

Anknüpfend an meine vorherigen Aussagen zu hegemonialer Männlichkeit als der Männlichkeit, die im Zentrum der Macht steht, ist es wichtig zu erkennen, dass andere Männlichkeitsformen in Beziehung dazu stehen.

In der präventiven Arbeit muss beispielsweise Friedenserziehung in Bildern oder in Rollenspielen vielfältige Männlichkeitsformen befördern. Diejenigen Jungen, die ihre Konflikte mit hegemonialer Männlichkeit haben, müssen bestärkt werden.

Das bedeutet dann auch, dass in Maßnahmen der zivilen Konfliktbearbeitung Projekte darauf abzielen müssen, militarisierte Männlichkeitsformen in den Projekten zum Thema zu machen. Bisher richten sich geschlechtsspezifische Projekte vorwiegend an Frauen.

Ich denke auch und da werden unter uns die Meinungen geteilt sein, dass die Frage anderer Männlichkeitskonzeptionen auch ein Thema für die Streitkräfte werden muss. Ich sage das auf dem Hintergrund, dass wir nicht das Militär abschaffen werden und aus meiner Sicht auch feministische Friedenspolitik in Streitkräfte hineinwirken und sich einmischen muss. So unterscheiden sich – in der Kürze der Zeit konnte ich hier wenig Differenzierungen vornehmen – sehr wohl z.B. die russischen Streitkräfte in ihrem Selbstverständnis (s. Vorgehensweise in Tschetschenien – Bild noch der Kampfsoldat) von .. z.B. dem Prinzip der inneren Führung der Bundeswehr.

Die Veränderungen des Krisen- und Konfliktgeschehens (die klassischen zwischenstaatlichen Kriege gehen zurück, der weit überwiegende Teil der seit Ende des WK II gezählten Kriege und Konflikte gehören zur Kategorie der innerstaatlichen Auseinandersetzungen/ zunehmend private oder subnationale Gewaltakteure) führen zu Veränderungen auch in Konzeptionen bspw. des Sicherheitsrates der UN, aber auch in nationalen Streitkräften. In der Fachliteratur wird dies als Entwicklung vom warrior zum guardian soldier thematisiert, die mit einer Entmythologisierung der Streitkräfte einhergeht.

Bei der Debatte um Zivilisierung der Streitkräfte müssen geschlechterpolitische Argumente und Konzepte einwirken.

Und ohne die Veränderung von Männlichkeitskonzeptionen ist peacekeeping – was ja auch militär. Operationen sind – nicht denkbar.

(Es ist festzustellen, dass das was früher Vernichtung war in der Militärdoktrin oder Kampf und Sieg, heute ein breiteres Spektrum in der Militärdoktrin ist – reicht von Beendigung des Widerstandes des Feindes, kann bestrafung sein, die kampfkraft des Gegners unterwandern, Neutralisierung oder Entwaffnung + Militär. Option ist heute eine neben vielen im Bereich der Sicherheitspolitik)

(Zweite Konsequenz)

Geschlechterdemokratie als Teil der Demokratie betrachten

Demokratie oder demokratische Strukturen werden als Vorbedingung für friedliche Strukturen gesehen. Zu einer echten Demokratie gehört die Beteiligung von Frauen auf allen Ebenen. Das bedeutet, so lange Frauen nicht am Friedensprozess beteiligt sind und auch an der Umgestaltung, Neugestaltung der Gesellschaft, solange handelt es sich nicht um Demokratie.

Zudem wird mit der erhöhten Präsenz von Frauen der institutionalisierten Männlichkeit etwas entgegen gesetzt. Machtbeladene Institutionen, staatliche Institutionen, repräsentieren Männlichkeit und geben dabei wieder Geschlechtermuster vor.

Die Notwendigkeit der Beteiligung von Frauen auf allen Ebenen aus dieser geschlechterdemokratischen Argumentation heraus, betrifft auch die internationalen Institutionen und Verhandlungsführungen. Bei den Verhandlungen von Dayton und Rambouillet waren Frauen kaum vertreten.

Funktionalität der Geschlechterbilder und des Geschlechterdualismus für ein System des Unfriedens deutlich machen

Aus feministischer Perspektive müssen wir die Funktionalität der Geschlechterbilder und des Geschlechterdualismus für ein System des Unfriedens sowohl im zwischenstaatlichen Verhältnis als auch in der Gesellschaft deutlich machen.

Gleichzeitig zeigt das Beispiel Israel-Palästina auch, dass traditionelle Weiblichkeitsvorstellungen auch mobilisieren können gegen den Krieg. In Israel hatte die Frauenfriedensgruppe «Four Mothers», Frauen, deren Söhne im Libanon getötet wurden und die sich gezielt und bewusst als Mütter für den israelischen Rückzug aus dem Libanon einsetzte, nicht unerheblichen Einfluss auf die Stimmung der Bevölkerung unter dem damaligen Premierminister Barak.

Die Gruppe Women in Black, im übrigen in Israel die einzige Friedensgruppe, besser gesagt Bewegung, die kontinuierlich über all die Jahre ihren Protest gegen die Besatzung öffentlich gemacht hat, arbeitet ganz bewusst damit, dass es bereits ein politischer Ausdruck ist, dass Frauen die öffentlichen Plätze besetzen und öffentlich ihre Meinung kundtun.

Was WIB auch zeigt, ist die Fähigkeit international zu arbeiten und dabei Frauen von zwei Konfliktseiten anzusprechen und zu integrieren – wie in Zypern bspw. (auch hier Workshop zu WIB) Der Anknüpfungspunkt ist ja, dass Frauen in Kriegssituationen spezifische Erfahrungen machen, die sie miteinander verbinden.

Zu diesen Erfahrungen gehört u.a. – wie ich anfangs gesagt habe, dass die innergesellschaftliche Gewalt gegen Frauen bei kriegerischen Konflikten steigt. (Im übrigen steigt sie schon bei Waffenpräsenz im Alltag – nicht nur in Kriegen. Neue Studie über die Schweiz zeigt, dass die Zahl der häuslichen Todesfälle mit Waffe in Proportion zur Bevölkerung 4x so hoch ist wie in Dtschld. – diejenigen, die Wehrdienst geleistet haben,

Frauen sind es auch in der Regel, die die Folgen der Militärausgaben am ehesten zu spüren bekommen. Das US Militärbudget für das Jahr 2003 beträgt 396,1 Milliarden US-Dollar. Dies ist mehr als zusammengerechnet die nächsten 25 größten Militärbudget. 1997 haben 99000 Frauen eine Womens Peace Petition unterschrieben, in der gefordert wird, dass mindestens 5 % der nationalen

Militärausgaben in jedem Jahr umdirigiert werden zu Gesundheitsprogrammen, Erziehungswesen und Beschäftigungsprogrammen. Die Weltbank weist auf das Potential hin, das sich durch Reduzierung der Militärausgaben ergibt.

Das heisst, es gibt geschlechterpolitische gemeinsame Interessen.

Ich habe eingangs gesagt, Kriege und Konflikte lassen sich nicht analysieren ohne die Geschlechterfrage. Es handelt sich vielmehr um höchst vergeschlechtlichte Phänomene. Daher stimmt auch, dass Krieg und Militarisierung ohne feministisches Programm (von Frauen und Männern getragen) nicht wirksam verhindert werden kann.

Anmerkungen

- 1) Vgl. dazu aber Opitz 1992. Eine Lücke in der bislang von der Sozial- und Militärgeschichte vernachlässigten Geschlechtergeschichte füllen Beiträge zum Militär und der Geschlechterordnung des 18. und 19. Jahrhunderts in Ute Frevert (Hg.) 1997.
- 2) Zit. n. «Guns and roses» v. Juliet Gardiner, in: The Guardian 14.3.2003
- 3) Der Kombattantenstatus ist völkerrechtlich für die Teilnahme an Kampfhandlungen von Bedeutung.
- 4) Albrecht-Heide (1996: 44) führt sechs Gründe an, die zum verstärkten militärpolitischen Zugriff auf Frauen führen. Dies sind erstens Rekrutierungsprobleme, zweitens angenommene oder wirkliche Kriegsgefahren, drittens die Einführung neuer Militärtechnologien und damit zusammenhängend veränderte Bedingungen hinter der Front (Administration, Logistik und Infrastruktur), viertens Aspekte der Truppenmoral und Disziplin, fünftens die militärische Legitimationsbasis und sechstens Beteiligungswünsche gesellschaftlich benachteiligter Gruppen.
- 5) Durch sogenannte «Normenfallen» (Steinert 1973, Treiber 1973) - Normen werden aufgestellt, die entweder nicht erfüllt werden können (beispielsweise dass kein Staub im Gewehrlauf sein darf oder das Bett «ordentlich gebaut» ist – beides kann nicht verifiziert werden), oder aber deren Erfüllung gegen eine andere Norm verstößt - ist der Rekrut ständig verunsichert und überfordert, dauernd mittels Sanktionen angreifbar und damit «beherrschbar» (Steinert 1973: 231).
- 6) Astrid Albrecht-Heide führt eine Reihe von Beispielen aus der Bundeswehr an: Frauen, die sich mit Soldaten einlassen, werden als «Matratze» bezeichnet (daraus leiten sich je nach Kontext «Armeematratze», «Kompaniematratze», «Unterlage» ab); Frauen werden als «MG» (für «mausbares Gerät»), als «Gemeinschaftsempfänger», als «jagdbares Wild» bezeichnet, um nur einige Ausdrücke zu nennen (1996: 46).
- 7) Camera, lat., das Zimmer; camerata, ital., Kammergemeinschaft, Stubengenossenschaft.
- 8) «Infected Troops Spread Scourge Worse Than War» San Jose Mercury News, 8 April 2001.
- 9) West African Intervention Corps der Economic Community of West African States (1990-1996 Ceasefire monitoring group).
- 10) United Nation Mission in Ethiopia & Eritrea. Literatur: Albert Gaylor, «The Legacy of 'Peacekeepers' Kids in Liberia,» Public Agenda, Accra, 13 March 2001